

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899**

130 (7.6.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 129



Nr. 129.

Karlsruhe, Mittwoch, den 7. Juni

1899

Nachdruck der Originalausgabe des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

**Kavalier und Bauer.**

Roman von Karl Ed. Klopfer. 3

(Nachdruck verboten.)

„Höre, das ist doch wieder ein Beweis für Deinen grenzenlosen Leichtsin! Du hast nur ein Achselzucken für den unersehlichen Verlust eines so wertvollen Familienandenkens? Muß ich Dich erst daran erinnern, daß dieses Erbstück...“

„Die Kraft eines Talismans hatte?“ fiel Willibald mit einem Lächeln ein, das wieder seine berühmten schönen Zähne sehen ließ. „Haben Sie etwa ernstlich daran geglaubt? Das Ding war ein Beutestück aus dem 30jährigen Kriege, aus Prag von meinem Vorfahr gestohlen, und soll dem tapfern Mann bald darauf in der Feldschlacht das Leben gerettet haben, indem es eine feindliche Musketenkugel abhielt. Ich halte das für eine Legende, wie sie gewöhnlich an solche Familien-Kleinode geknüpft werden. Und wenn die Geschichte auch wahr wäre, wenn ohne diese wunderliche Schraubentafel der Ahne meines Hauses getötet worden und ich samt allen dazwischen liegenden Generationen unserer Familie nicht zur Existenz gekommen wäre — so sehe ich doch nicht ein, wie man die Pietät für eine Sache soweit treiben konnte, daß es dem jeweiligen Stammhalter der Hassenstein zur Pflicht gemacht wurde, sie Zeitlebens an sich herumzuschleppen. Der Schraubenthaler war ja unstreitig sehr merkwürdig, und sein Altertumswert würde gewiß nicht vermindert durch die Stammtafel, die jener Vorfahr auf die Innenseite des Deckelstückes eingraben ließ, aber für ein Schmuckstück an der Uhrkette war es doch zu plump. Ich wollte, ich wäre meiner Neigung, mich dem darauf bezüglichen „Familiengehebe“ zu entziehen, gefolgt und hätte das Ding lieber zu anderen Erinnerungen und Erbstücken in den Schrank gelegt — so hätte ich mich jetzt nicht über seinen Verlust zu ärgern. — Aber da haben wir uns erst recht verplaudert, liebste Mama; jetzt ist es wirklich schon zu spät geworden, als daß ich mich noch der Baronesse Elmerding vorstellen lassen könnte.“

„Und das befriedigt Dich so sehr, daß ich merke, Du hast Dich absichtlich verplaudert, um Dich auf das Drängen der Stunde berufen zu können. Aber das soll Dir jetzt nichts nutzen. Ich besteho unerbittlich darauf, daß Du bleibst. — Warst Du drüber bei der aufgebahrten Leiche?“

Willibald verzog das Gesicht und machte eine Gebärde des Abscheus.

„Nein, und ich möchte mir den Anblick auch ersparen. Ich habe schon die natürliche Scheu des Gesunden vor allem Krankhaften nie überwinden können, und nun gar — diesen Toten...! Ich habe an dem Unglückstage schon genug des Entsetzlichen gesehen. Sie müssen nämlich wissen, ich war unter denen, die sofort an die Unheilstätte eilten — ich befand mich in einem Café nächst der Jean Goujon-Strasse, als sich die Kunde von dem schauderhaften Ereignis blitzschnell verbreitete, und folgte dem allgemeinen Zuge der Neugierigen. Ich wollte, ich

hätte es unterlassen; ich werde die Erinnerung an das schreckliche Bild, wie man die Leichen herauschaffte, niemals vergessen!“

„Elmerding ist aber nicht besonders entsetzt. Er befand sich unter den Erstreckten nahe an einem der beiden Ausgänge. Das Feuer selbst hat ihn nicht verfehrt.“

„Hat Ihnen die Baronesse Näheres über den traurigen Vorgang berichtet?“

„Dazu hatte sie noch nicht die Kraft. Ich konnte nur aus fremden Berichten erfahren, daß sie an der Seite des Halbblinden, den sie geführt hatte, ausgeharrt hätte, wenn man sie nicht davongetragen hätte — eine Ohnmächtige. Man nennt es geradezu ein Wunder, daß sie gerettet werden konnte. Und darum auch kannst Du es nicht umgehen, ihr mindestens Deine Genugthuung über ihre Rettung auszusprechen. Komm, wir wollen sie aufsuchen!“

Ehe der junge Mann eine neue Einwendung erheben konnte, betrat einer der in Trauerlivree gekleideten Lakaien den Salon: Die Baronesse lasse sich erkundigen, ob die Frau Gräfin allein sei.

Frau v. Hassenstein winkte dem Sohne triumphierend zu, dann bejahte sie eifrig die Frage des Dieners; ihr Sohn dürfe doch nicht zu solchen Besuchern gerechnet werden, denen die Baronesse ausweichen wolle. Aber sie brauche nicht gleich von der Anwesenheit dieses Verwandten zu erfahren; es handle sich um eine Ueberraschung.

„Du bleibst!“ flüsterete die Gräfin ihrem Sohne sehr energisch zu, als der Diener wieder hinaus war.

Graf Willibald zerrte unmutig an seinem schönen blonden Schnurrbart, schweigend auf und nieder wandernd, bis er endlich in der einen Fensternische stehen blieb, wo eine große Fächerpalme aufgestellt war, in deren Schatten er dann die Eintretende mit einiger Mühe betrachten konnte, ehe er sich selber bemerkbar machen mußte.

„Ein unbedeutendes Ding!“ lautete das Urteil, das er insgeheim über die Baronesse fällte.

In ihrem schlichten schwarzen Crepekleide machte Blanche allerdings einen durchaus anspruchslosen Eindruck. Man hätte sie noch für die Sechzehnjährige halten können, die vor zwei Jahren den ersten Schritt auf dem Salonparkett unternommen hatte, und weit eher als die Gebieterin dieses Hauses hätte man in ihr eine schüchterne Klosternovize vermuten dürfen. Die geistreiche Blanche verwichte gewissermaßen die Züge dieses zarten Gesichtes, und das Auge haftete am Boden. Nur die nicht zu verdunkelnde Pracht einer Fülle goldbroten Haares, das dieselben wie aus Wachs modellierten Mädchenkopf umrahmte, mußte sofort auffallen.

Gräfin Aurora wollte dem „Nichtigen“ mit überquellender Zärtlichkeit entgegenzehen, ihre Freude auszudrücken über einen Entschluß, der doch endlich das Verlangen erkennen lasse, sich der selbstquälerischen Sucht nach Einsamkeit zu entwenden. Aber als Blanche über die lebhafteste Bewegung der Tante so erschrocken

zusammenguckte, als drohe ihr ein Angriff, da mußte sich diese wohl bequemen, ihr Temperament zu zügeln.

„Sie fühlen sich doch besser, will ich hoffen, liebes Kind?“ fragte sie mit sanfter Teilnahme.

„Ich — weiß es nicht,“ war die fast tonlose Antwort. So mag eine Schlafwandelnde aus dem Traum reden. „Aber ich habe endlich zu denken versucht, auch über mich selber und was nun mit mir werden soll, — und bin über das Chaos nicht hinausgekommen, das in mir wogt.“

„Armes, armes Täubchen! Wie leid Sie mir thun!“

Blanche wehrte mit einem ungeduldrigen Kopfschütteln ab.

„Sie haben gestern — oder ist es schon länger her? — sehr viel zu mir gesprochen. Ihm war unfähig, Ihnen Gehör zu schenken. Vielleicht bin ich jetzt Ihren freundlichen Ratschlägen zugänglicher. Ich fühle ja, ich werde leben müssen, ob ich's auch nicht will, denn nicht mein Körper ist es, der sich in der schrecklichen Leere rings um mich auflöst — sondern mein Verstand.“

„Ach! Jetzt, wo sie es selber aussprechen, kann ich Ihnen sagen, daß ich eben dieses zu fürchten begann. Wohl Ihnen, liebes Kind, daß sich Ihre Jugendkraft endlich gegen die unnatürliche Versteinerung aller Lebensfähigkeit wehrt! — So lassen Sie mich Sie vor allem dadurch wieder mit der Welt verknüpfen, daß ich Ihnen in diesem Augenblick jemand zuführe, der Anspruch darauf machen möchte, Ihnen als ein Freund zu gelten! Hier — mein Sohn Willibald! Er will sich's nicht nehmen lassen, die bisher ungelante Cousine mit aller Herzlichkeit zu begrüßen, und er wäre schon gestern vor Ihnen erschienen, wenn ich ihn nicht aus Rücksicht auf Ihre schonungsbedürftige Verfassung davon abgehalten hätte.“

Und als wollte die Gräfin den Umschwung der Situation möglichst drastisch zum Ausdruck bringen, hatte sie sich — während das Zwiegespräch bisher im französischen Idiom geführt worden war — in ihren letzten Sätzen des Deutschen bedient, das ja der Nichte ebenso geläufig war.

Blanche war beim Anblick des jungen Mannes mit fast widerwilliger Miene zurückgetreten. Es kostete sie einige Selbstverleugnung, diesen „Ueberfall“ über sich ergehen zu lassen.

Willibald dagegen nahm die Zwangslage, der er sich nicht mehr entziehen konnte, im Sturm. Er wußte nicht, was er redete, er verließ sich lediglich auf den Mechanismus der „guten Lebensart“, der in ihm thätig war. Und als das Bäschen der Mut seiner Beileids- und Ergebenheitsversicherungen mit vollkommener Interesselosigkeit Stand hielt, da atmete er erleichtert auf und fand nun den Ton wirklicher Herzlichkeit, um zu schließen.

Er streckte ihr kameradschaftlich die Rechte hin, und sie legte ihre weiße, schlaffe Hand ohne allzu langes Zögern hinein. Als er aber diese schön gefornzte kleine Hand an seine Lippen führen wollte, entzog sie sie ihm mit solcher Festigkeit, daß Mutter und Sohn peinlich überrascht aufstoben.

„Ist das auch deutsche Sitte?“ sagte sie rauh.

Willibald war zu betroffen, um antworten zu können.

„Ich verstehe Sie nicht, Blanche,“ meinte die Gräfin etwas verlezt.

Blanche schien sich zu bestimmen, daß sie im Moment wie aus ihrer Traumbesangenheit geredet habe.

„Ich bitte um Nachsicht,“ sagte sie kurz, keineswegs im Tone einer Bittenden; es lag vielmehr ein gewisser Hohn in ihren Worten. „Ich kann jetzt absolut nicht mehr Gefallen finden an jenen Gebräuchen, die man mit dem französischen Namen Galanterie bezeichnet. Sie werden es begreifen, Herr — Wetter, wenn Sie bedenken, was ich in der allerjüngsten Zeit erlebt habe.“

Der Herr Wetter war seltsamer Weise sehr blaß geworden. „Nein, ich begreife keineswegs . . .“ sagte er langsam, etwas gepreßt, und versuchte mit lähnen Blicken in den Mädchenaugen zu lesen, die in der letzten Minute einen ganz anderen Ausdruck gewonnen hatten. Das war nicht mehr das zaghafte Wäncchen, und das „unbedeutende“ Gesicht erhielt einen eigen- tümlich fesselnden Reiz.

„Ich kann mir's jetzt wohl denken,“ fiel die Gräfin ein, dem Sohne zunicke. „Erinnere Dich doch, was man von dem anrühmlichen Verhalten gewisser Boulevardhelden auf diesem unglücklichen Wohlthätigkeitsbazar vernommen hat. Unsere schmerzgeprüfte Blanche hat wohl Ursache, das in Erinnerung zu behalten, wenn sie mit dem frischen Gedanken daran davor zurückbebt, galante Fuldigungen entgegenzunehmen. Eine persönliche Kränkung darfst Du darin nicht sehen.“

Der junge Graf zeigte wieder seine schönen Zähne. „Zu einer solchen wäre ja kein Grund vorhanden. Wir sehen uns ja heute zum erstenmale, Baronesse.“

Blanche nickte, und Willibald fuhr rasch fort, die Gelegenheit benutzend, sich ob seiner verspäteten Aufwartung zu entschuldigen. Er sei erst heute morgen in Paris eingetroffen, behauptete er fest, entgegen den ursprünglichen Dispositionen, nach denen ihn die Mutter allerdings schon seit einer Woche am Orte glauben durfte.

Blanche hatte keine Aufmerksamkeit für diese gewandten Ausführungen, welche die Gräfin höchlich befriedigten und mit dem Sohne völlig ausöhnten. Blanche reichte dem Better zur Anbahnung einer friedlichen Verständigung aufs neue die Hand.

„Lassen Sie mich jetzt gern glauben, daß in Ihrer Heimat alles anders sei, wie hier“ — sie gebrauchte das Deutsche mit einem gewissen Gewicht —; „ich habe mich bisher so ziemlich als Französin gefühlt und im Gedanken an die deutsche Abkunft meiner Familie zuweilen — wie soll ich sagen? — etwas Belästigendes gefunden. Jetzt ist es anders geworden. Gewisse Urteile Ihrer Bücher und Zeitungen über die heutige Generation Frankreichs, die ich als Verleumdungen betrachtet habe, haben mir jüngst auf furchtbare Weise eingeleuchtet. Ich habe nun das Verlangen, deutsche Art und Sitte kennen zu lernen, und nichts könnte mir dabei willkommener sein als die Entdeckung, daß der Vorwurf, die Deutschen übten nicht die weltberühmte Galanterie der Franzosen, zu Recht bestände. Galanterie ist eine erlogene Demut gegen unser Geschlecht, das habe ich hinter dem Lächeln unserer wohlgerüsteten Salonlöwen längst geahnt. Seit einigen Tagen weiß ich noch mehr davon.“

„Ich wage es nicht, Sie um eine nähere Schilderung Ihrer unpersonlichen Erlebnisse in der Jean Goujonstraße zu bitten,“ sagte Willibald. „Ich begreife ja, daß Ihnen eine solche allzu peinlich sein müßte.“

„Ganz richtig,“ fiel die Mutter ein, „wir wollen uns vielmehr bemühen, Blanche in unserer Mitte, in ihrem wahren Vaterlande diese traurigen Erlebnisse vergessen zu machen. Sie werden die neue Heimat bei uns finden, liebes Kind, und unsere Liebe wird Sie Ihnen bald vertraut machen. Sie brauchen auch Zerstreung, einen gründlichen Wechsel Ihrer Umgebung.“

„Ja, ja, ich will fort von hier! Je eher, desto besser!“

„Wir wollen noch übermorgen abend reisen, wenn es Ihnen recht ist, gleich nach dem Begräbnis.“ (Fortf. folgt.)

### Die erste Bergbahn in den Vogesen.

Gestern (5. Juni) wurde die erste Bergbahn in den Vogesen dem Verkehr übergeben, welche für die Entwicklung des Fremdenverkehrs in diesem großartigen Gebirge von größter Bedeutung werden dürfte. Die Bahn führt von Türlheim bei Kolmar i. Elß (zweiter Station der Reichseisenbahnlinie Kolmar-Münster-Meßeral) nach Drei-Ähren, dem 659 m über dem Meere gelegenen, vielbesuchten, herrlichen Luftkur- und altberühmten, im Jahre 1491 gegründeten Wallfahrtsorte, der „Perle der Vogesen“, wie Drei-Ähren mit Recht genannt wird.

Drei-Ähren ist rings von großen Wäldungen umgeben. Dank der bequemen Verbindungen — 4 Fahrstraßen führen dorthin —, der hervorragend günstigen Lage auf dem Höhenzuge zwischen den beiden großartigen Vogesen-Thälern, dem Münster-Thal und dem Kaysersberger-Thal, und im Mittelpunkte der interessanten Vogesen-Touren, wie Großer Dohnad, Schwarzer und Weißer See, Grenz- kamm-Wanderung nach der Schlucht, Brezouard, der herrlichen Aussicht auf Vogesen, Rheinebene, Schwarzwald, Jura, Ost- und West-Alpen, sowie Dank der vortrefflichen Hotels erfreute sich Drei-Ähren auch bisher bereits eines überaus regen Besuches von Sommerfrischlern und — Sommers wie Winters — von Touristen. Die elektrische Bergbahn ermöglicht es nunmehr, Drei-Ähren von Kolmar (Station der Hauptlinie Straßburg-Basel) in einer Stunde zu erreichen. Da dieselbe die erste Bergbahn in den Vogesen ist, werden die nachfolgenden Einzelheiten wohl nicht ohne Interesse sein.

Die Bahn ist nach dem Projekte des Herrn Geheimen Bau- rats Walloth zu Kolmar von der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft, vormals Schudert u. Cie. zu Rürnberg erbaut und wird auch von dieser Firma betrieben. Sie ist eingleisig und mit 1 m Spur- weite ausgeführt und hat eine Gesamtlänge von 8,7 km. Von Türlheim aus benützt sie zunächst auf eine Länge von 4,7 km die nach Drei-Ähren führende Landstraße, durchquert dann auf eigenem Bahnkörper und auf 1,8 km Länge den Türlheimer Wald, um darauf der Niederemorschweierer Chaussee bis in die Nähe von Drei-Ähren zu folgen, welche Endstation zuletzt gleichfalls wieder auf eigenem Bahnkörper erreicht wird. Die Bahnlinie verläuft von Türlheim nach Drei-Ähren, abgesehen von den ersten 1,8 km, in andauernder Steigung von 5—8 Proz. Als Betriebskraft dien-

die Elektrizität, welche in einer in unmittelbarer Nähe der Trace errichteten Centrale mittels Schudertischer Dynamomaschinen als Gleichstrom von 600 Volt Spannung erzeugt und in ungefähr 6 m Höhe über den Gleisen durch eine an Auslegergittermasten aufgehängte sogenannte „Kontaktleitung“ fortgeleitet wird. Aus dieser Kontaktleitung, zu deren Sicherung gegen atmosphärische Entladungen in Abständen von ca. 500 m (an den Masten) Bligableiter angebracht sind, entnehmen die Motoren die aus drei Speiseleitungen zugeführte und zur Fortbewegung nötige elektrische Energie, deren Rückleitung teils durch die Schienen, teils auf kürzerem Wege durch den Wald in unterirdischem Kabel erfolgt.

Die Wagen haben im Inneren 18 Sitzplätze und auf den Plattformen 16 Stehplätze in solcher Anordnung, daß die Passagiere während der Fahrt die vielen schönen Ausblicke ungehindert genießen können.

Jeder Motowagen ist mit 2 starken Elektromotoren versehen und zur Erzielung völliger Betriebssicherheit mit zwei voneinander unabhängigen, kräftig wirkenden Bremsen — einer elektrischen Bremse und einer Handbremse — ausgerüstet.

Die Züge werden je nach den Bedürfnissen des Verkehrs aus 1—3 Motowagen gebildet, jedoch auf einmal bis zu 100 Personen befördert werden können; bergauf kann die ganze Strecke bei einer zugelassenen mittleren Geschwindigkeit von 15 km pro Stunde in 40 Minuten, bergab unter Zulassung einer gleich großen Durchschnittsgeschwindigkeit in derselben Zeit zurückgelegt werden.

Es verkehren täglich in jeder Richtung mindestens 7 Züge mit Anschluß an die zwischen Kolmar und Lärtheim verkehrenden Züge der Reichseisenbahn.

Der Fahrpreis beträgt für die einfache Bergfahrt 1.20 M., für die einfache Thalfahrt 0.50 M. und für eine Hin- und Rückfahrt 1.50 M.

Von Jahr zu Jahr erschließen sich die Vogesen mehr dem Fremdenverkehr. Seit Jahrzehnten hat in unermüdlicher Arbeit der Vogesenklub durch Anlegung von bequemen Fußpfaden und Errichtung von Wegweiskern, Bänken und Orientierungstafeln die dem Naturfreund immer bequemer gangbar gemacht. Treppliche Gänge sind entstanden und nunmehr bringt sogar die Elektrizität den Reisenden ohne jede eigene Anstrengung zu einem der schönsten Punkte unseres Grenzgebietes, welcher für zahllose Fußwanderungen die beste Ausgangsstelle bietet. Besonders dankenswert ist es, daß die Verkehrsvereine zu Straßburg, Kolmar und Mühlhausen jedem auf Wunsch unentgeltliche Auskunft über die besten Reise- und Unterkunftsmöglichkeiten erteilt. Der Verkehrsverein für Kolmar und die Hochvogesen in Kolmar hat neuerdings einen Führer herausgegeben, der ebenfalls jedem, der ihn erbittet, unentgeltlich überreicht wird.

So kann es nicht fehlen, daß die Vogesen sich bald eines ebenso regen Besuches wie der Schwarzwald erfreuen werden, dem sie an Natur Schönheiten nicht nur gleichkommen, sondern in vielen Beziehungen, insbesondere durch ihre großartigen Formationen und ihren alpenartigen Charakter in den höheren Lagen, vielfach übertreffen.

**Litterarisches.**

Ins Land der Mitternachtssonne. Ein Werk von eigenartigem künstlerischem Reiz wird im Lauf des Juni unter diesem Titel erscheinen. Professor Kallmorgen hat im vergangenen Sommer an Bord der „Augusta Victoria“ eine Nordlandsfahrt nach Norwegen und Spitzbergen unternommen und wird sein Tagebuch über diese Reise veröffentlicht. Text und Zeichnungen, darunter eine Reihe farbiger Studien, sind vom Künstler selbst. So erhält die Schilderung zugleich den Charakter außerordentlicher Lebendigkeit und Unmittelbarkeit und höchster künstlerischer Einheit. Was der Einblick in das Original verspricht, wird die Reproduktion vollkommen halten, denn die Publikation wird in der Kunstdruckerei des Karlsruher Künstlerbundes (Braunsche Buchdruckerei) vervielfältigt. Die lithographischen Vervielfältigungen dieser Anstalt werden betrautlich in der Art hergestellt, daß die Künstler ihre Blätter selbst auf den Stein zeichnen und die Übertragung auf die Platte nicht einem handwerksmäßigen Lithographen überlassen. Es sind also Originaldrucke, unmittelbare Erzeugnisse der Künstlerhand. Darin liegt der besondere künstlerische Wert dieser Arbeiten. Die eigenartige Schönheit Norwegens und der nordischen Polarlandschaft lockt von Jahr zu Jahr einen größeren Strom von Besuchern. Schon aus diesem Grund wird ein Werk, das eine vornehme künstlerische Wiedergabe der Eindrücke dieser großartigen Natur ist, auf das lebhafteste Interesse rechnen dürfen, sowohl bei den Kunstfreunden wie bei den Naturfreunden.

In den verflochtenen Maitagen haben die Festspiele des Wiesbadener Hoftheaters weit über Deutschlands Grenzen hinaus Interesse erregt. Es wird sowohl den Besuchern der Festspiele, wie den Theaterfreunden überhaupt erwünscht sein, das für und wider dieser Veranstaltungen gründlich und objektiv behandelt zu sehen, wie dies Heinrich Stümke in Heft 17 von „Bühne und Welt“ (Otto Elsner's Verlag, Berlin) mit trefflichen Ausblicken auf höchste Kunst und Festspiele thut. Wer sich über die Inszenierung von Josef Kauff's Markgrafendrama „Der Gienzahn“ und das Stück überhaupt orientieren will, dem bietet der reiche Bildschatz dieser Nummer beste Gelegenheit. Vier große Szenenbilder, darunter drei aus Hauptmanns Märchendrama „Die verurteilte Glocke“, legen von der glanzvollen Ausstattung der Wiesbadener Bühne Zeugnis ab. Biographisch-kritisches bringt Wilhelm Maue über Meister Richard Strauß, und Eugen Jolani über den jugendlich ge-

bliebenen Veteranen deutscher Schauspielkunst — Karl Sontag. Reizvoll sind die sich ergänzenden Plaudereien Jules Garçies, Direktor der Comedie-Française, und der „ungarischen Bolter“, Marie Jászay über das Schenkenstein und Doppel-Jah des Bühnenkünstlers. Ueber die aktuellen Vorgänge im Theaterleben orientieren die Berliner „Revue“, Briefe aus Oldenburg und Moskau und der reichhaltige „Bühnentelegraph“. Porträts und Kostümbilder der im Text besprochenen Persönlichkeiten verleihen wie gewöhnlich auch diesem Feste der beliebten Zeitschrift erhöhtes Interesse.

**Bäder und Sommerfrischen.**

\* Nordseebad Wittbün-Nrum, 1. Juni. Die Saison hat in diesem Jahre hier sehr früh angefangen, am 26. Mai trafen bereits die ersten Familien aus Hamburg zur Kur hier ein. Die Zahl der Gäste vermehrt sich aber täglich, mit jedem Schiff treffen neue, namentlich vorjährige Gäste, welche die Verhältnisse hier kennen, ein. Sämtliche Hotels und Logierhäuser sind zur Aufnahme der Gäste bereit. Die Witterung ist im Juni recht schön und der Aufenthalt hier an der See deshalb sehr angenehm. Das Warmbad, welches jetzt auch mit Schanckelbädern versehen ist, sowie das Strandbad hier sind mit dem heutigen Tage eröffnet. In verschiedenen Hotels und Logierhäusern sind in diesem Jahre große Verbesserungen gemacht, speziell sind die Wasser-spülungen im weitgehendsten Maße ausgedehnt worden.

**Verchiedenes.**

Aus der fröhlichen Pfalz. Folgendes lustige Geschichtchen wird dem „K. A.“ aus der Kuseler Gegend berichtet: In der Nähe unseres Ortes sind weit voneinander drei Gehöfte gelegen. In einem dieser drei sollte am Palmsonntag die Konfirmation der ältesten Tochter feierlich begangen werden und getreu der Tradition vergaß man auch nicht des schönen Brauches, ein Schwein zu schlachten, der nie und nimmer zu verachten ist. Mit dem üblichen Pomp wurde das Schlachtfest gefeiert, und am Abend wanderten die Schinken und Würste in gewaltigen Portionen auf die Vorratskammer, um alsbald in den Schornstein zum Räuchern gehängt zu werden. Selbigen Tages war fürjorglich der Kaminfeger bestellt, der die Essen und Kamine mit Besen und Kugeln in harter Arbeit in ordnungsmäßigen Zustand brachte. Darüber war's ihm gar zu spät geworden und an Heimgehen war an diesem Tage garnicht mehr zu denken; das war aber auch weiter nicht schlimm, denn bei fastigem Wellfleisch und einem guten Schlachtfesttrunk floßen die Abendstunden rasch dahin, und müde von des Tages Arbeit suchte der schwarze Mann bald sein Nachtquartier auf. Wie er ging und stand, streckte er sich nieder. Mit schwarzem Antlitz, aber reinen Herzens fiel er in süßen Schummer. Plötzlich fuhr er aus seinen süßen Träumen auf, geschreckt durch ein Geräusch von Männerritten drunten auf der harten Tenne. Richtig, kam's da nicht mit leichtem Knarren der Leiter zum Heuboden herauf? Doch; es war keine Täuschung möglich; zwei Männer waren's, die, leise miteinander flüsternd, die steile Leiter emporklettern. Offenbar hatten sie es auf die Schinken in der nebenan gelegenen Vorratskammer abgesehen. Mäuschenstill duckte sich unser wackerer Schlotfeger ins Heu, um die kommenden Dinge zu erwarten. Jetzt standen die beiden Bösewichte auf dem Heuboden. „Also du,“ sagte der eine mit gedämpfter Stimme, „also du nennst die zwei Schinke unnd ich nenn Wersch, so viel als ich trage kann. Jetzt mach emol e Streichholz an, daß mer die Dühr sind.“ Der andere begann in seinen Hosentaschen zu suchen, endlich langte er die gelbbüchigen Schwefelhölzer hervor und versuchte sie auf die mit Recht so beliebte Art des Streichens am gespannten Hosenbein zu entzünden. Aber o weh! Die Streichhölzer mußten feucht gewesen sein, denn eins nach dem anderen versagte und mit einem Fluch warf der Schinkendieb eins nach dem andern beiseite. Nun glaubte der verborgene Kaminfeger seine Zeit gekommen; er suchte leise in seinen eigenen Taschen nach der Hündholzhachtel und hielt sie parat. „Da, best iss 's lesch!“ fluchte der Einbrecher, „e Dunnerwetter noch emol, do soll jo de leibhaftige Deiwel neifahre!“ Raum aber hatte er das Wort heraus, da flammte plötzlich eine kleine schwefelige Flamme vor ihnen auf und in dem ungewissen Scheine stand eine lange schwarze Gestalt vor den zu Tode Erschrockenen, die ihnen entgegenbrüllte: „Hier iss'r, was soll'r?“ Mit einem Satz waren die beiden Spitzbuben vom Heuboden herunter und in der Tenne. Hals und Bein hätten sie brechen können, aber das kümmerte sie nicht. Spornstreichs liefen sie mit blutigen Köpfen in die Nacht und ins Dunkel hinaus. Niemand hat sie erkannt, aber wenn in dem benachbarten Dorfe zwei mit verbundenen Köpfen erscheinen, da sieht ihnen allemal alt und jung mit vielsagendem Lächeln nach.

In dem Betrugsprozeß gegen den Kommerzienrat Gopffe in Dresden wird dem „Berl. Lok.-Anz.“ von dort geschrieben: Alles in der Welt hat sein gutes. Auch die empfindliche Schädigung des Albertvereins durch seinen Schatzmeister wird insofern ihr gutes haben, als sie eine nachdrückliche Mahnung für das Direktorium enthält, die mit der Zeit eingerissene Schleichheit in der Verwaltung nicht länger fort dauern zu lassen, sondern schleunigst die unbedingt notwendige, unabweisbar gewordene Reorganisation derselben vorzunehmen. Es ist ja allbekannt, daß der unterm

Präsidium der in der Bethätigung ihrer Menschenliebe unermüdeten Königin Carola stehende, unendlich segensreich wirkende Albertverein bereits vor 32 Jahren derjenigen Bestimmung der Internationalen Genfer Konvention gemäß ins Leben gerufen wurde, nach welcher in jedem Lande die Privatpersonen, die den erkrankten und verwundeten Kriegern ihre Hilfe und Pflege zuwenden wollen, in nationalen Haupt- und Bezirksvereinen zusammenzutreten haben, um schon in Friedenszeiten durch Schulung von Krankenpflegerinnen, Errichtung von Lazaretten u. a. m. die im Kriege zu entwickelnde Thätigkeit vorzubereiten. Zur Zeit hat der Albert-Verein etwa 45 Zweigvereine, und sein Gesamtvermögen dürfte mit 4 Millionen Mark nicht zu hoch geschätzt werden. Jedenfalls hat er im Laufe der Zeit eine solche Ausdehnung gewonnen, und seine Aufgaben sind so umfangreich geworden, daß die seit seiner Gründung fast unverändert gebliebene Organisation seiner Verwaltung nicht mehr genügt. Ganz besonders bedarf diese jüngerer Kräfte. Wie außerordentlich verdienstvoll auch die Wirksamkeit des Herrn Oberst z. D. Dr. R., der von Anfang an als Geschäftsführer des Vereins fungiert, gewesen, so hat man doch zu bedenken, daß er bereits im 80. Lebensjahre steht. Auch die Dame des Vorstandes, der von jeher die Sorge für die Schwesternschaft und deren Erziehung anvertraut ist, ist den Achtzigern nahe, so daß es nicht zu vernünftigen ist, wenn die frühere Straffheit und Thätigkeit der Schwesternschaft in Gefahr ist, zurückzugehen. Nur eine vertrauensvolle Gemüthlichkeit innerhalb der Verwaltung erklärt es, daß der Kommerzienrat, Ritter pp. Gopffe sein Vertrauensamt als Schatzmeister so lange Jahre hindurch aufs Schönste hat mißbrauchen können. An Warnungen hat es seit Monaten nicht gefehlt; denn es war stadtbekannt, daß dieser 75jährige Mann, der durch sein sicheres Auftreten ein großes Ansehen sich zu verschaffen gewußt hat, obgleich ihm seine Gattin ein Vermögen von fast einer Viertelmillion Mark mitgebracht haben soll und er vor ungefähr 15 Jahren bei einer Grundstücks-Spekulation, wie glaubwürdig erzählt wird, etwa 300 000 Mark gewonnen hat, dennoch häufig in Geldverlegenheiten sich befunden. Dazu dürfte u. a. auch sein langjähriges Verhältnis mit einer Frau v. C., von der er sich nicht hat lösen können, sehr viel beigetragen haben. Die großen Unterschleife des jetzt in Untersuchungshaft sitzenden Wiedermannes, welche natürlich alle Unternehmungen des Vereins für längere Zeit in Mitleidenhaft ziehen, sind umso bedauerlicher, als es sich um Gelder eines Wohlthätigkeitsvereins handelte, die erst mühsam und oft großentheils zusammengebracht wurden.

**Großer Chefbetrug.** Aus Bukarest wird der „N. Fr. Pr.“ geschrieben: Die Brailaer Filiale des von der Wiener Länderbant kommanditirten hochangesehenen Bukarester Bankhauses Jeschel u. Cie. ist einem mit ebensoviel Raffinement als Frechheit ausgeführten Betrugs zum Opfer gefallen. Innerhalb eines Zeitraumes von 3 Tagen hat ein Individuum, welches sich Constantino Agate nannte, aufgrund gefälschter Checks der genannten Brailaer Bankfiliale am 25. Mai bei der Länderbant-Filiale in Paris 150 000 Fres., am 26. Mai bei der London u. County Banking in London 3500 Pfd. St. und am 27. Mai bei der Banque Centrale Amsterdame 30 000 Fres., sowie bei der Banque de Rotterdam 15 000 holländische Gulden behoben. Constantino Agate, welcher in London als Francesco Cianci auftrat und in Paris von einem kleinen und schlanken Individuum mit braunem Schnurr- und Knebelbart begleitet war, wird übereinstimmend als ein Mann gegen Ende der Vierziger, mit rotem Gesicht, weißem Barte und etwas Embonpoint geschildert. Wie aus den näheren Umständen, unter welchen der dreifache Betrug verübt wurde, hervorgeht, muß Constantino Agate, alias Francesco Cianci, in Braila einen Komplizen gehabt haben, welcher nicht allein mit den auswärtigen Verbindungen der dortigen Filiale des Bankhauses Jeschel u. Cie. auf das genaueste vertraut war, sondern auch Zutritt zu den Bureau's dieses Geldinstituts besaß. Wie verlautet, wurde nämlich bei der geschädigten Bankfiliale der Abgang einiger aus dem betreffenden Chekhefte herausgerissener Chek-Formulare entdeckt, welche von den Gaunern zur Ausstellung der gefälschten Anweisungen benützt worden sind. Nach den Mitteilungen, welche der Begleiter Agates in Paris gemacht hat, soll Madrid das Reiseziel der beiden Schwindler gewesen sein. Ihr späteres Auftauchen in Antwerpen und Rotterdam hat jedoch gezeigt, daß man es hier nur mit einem Fressführungsversuche zu thun hatte. Ferner hat sich einem heute aus Antwerpen eingelangten Telegramme zufolge am 27. Mai von der genannten Hafenstadt aus ein Individuum nach London eingeschifft, auf welches die Personbeschreibung des gleich seinem Gefährten mit einem italienischen Passe reisenden Constantino Agate, alias Francesco Cianci, vollständig paßt. Für die Ergreifung der Uebelthäter hat die Firma Jeschel u. Cie. einen Preis von 20 Proz. der zurückempfangenen veruntreuten Gelder ausgesetzt.

**Raucherinnen in den Francocoups.** Die belgische Staatsbahnenverwaltung hat die Streitfrage, ob es gestattet ist, in den für Frauen bestimmten Abteilen zu rauchen, auf eigenartige Weise entschieden. In dem Bahnhofe zu Löwen war in dem nach Brüssel abgelassenen Sitzzuge eine feingekleidete Dame in ein Abteil für

Frauen eingestiegen. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt als die Dame stark zu rauchen anfang. Alle Frauen erhoben geharnischten Einspruch, aber vergeblich. Die Dame erklärte, es sei nicht verboten, in den Abteilen für Frauen zu rauchen und zündete eine Cigarette nach der anderen an. Als der Zug in Brüssel hielt, eilten die entrüsteten Damen zu dem Bahnhofsvorsteher und stellten ihm die Sache vor. Derselbe war sehr betroffen und erklärte, nichts entscheiden zu können, da der Fall nicht vorgelesen sei; er werde die Sache zum Vortrage bringen. Infolge dieses Vorganges ist jetzt an sämtlichen Abteilen für Frauen der Vermerk angebracht worden: *Defense de fumer.* (Rauchen verboten.) Nun will die Frauenliga im Namen der Gleichberechtigung der Geschlechter besondere Abteile für Raucherinnen fordern.

**Humoristisches.**

**Zeitungs-humor.** In der „Greifswalder Zeitung“ (Nr. 121) wird unter „Bilanzen für Militär-Anwärter“ aufgeführt: „Sofort, Schneidemühl, Magistrat, Polizeijergeant, Anstellung auf Lebenszeit, Mindestgehalt 1000 M., steigend von 3 zu 3 Jahren 5mal um 60 M. und das letzte Mal um 100 M. bis zum Höchstbetrage von 1400 M.; Wohnungsgeld bis zu 10jähriger Dienstzeit 75 M., nach 100jähriger Dienstzeit 100 M. jährlich.“ Das klingt ja verlockend, aber wie viele Polizeijergeanten sind hundert Jahre nach ihrer Anstellung noch diensttauglich? — Dem „Meraner Tageblatt“ vom 25. Mai wird aus dem Haag telegraphiert: „Die Königin Wilhelmina und die Königin-Mutter sind gestern hier eingetroffen. Kaiser Nikolaus hat der Königin den Kasanienorden in Brillanten verliehen.“ Hat dieser wohl erst vor kurzem begründete Orden von der Edelkastanie (*Castanea vesca*) oder von der Nößkastanie (*Aesculus Hippocastanum*) seinen Namen? — In den „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 26. Mai zeigt Ludwig Aker an: „Büchordrucker-Vierhallen. Freitag, den 26. Mai 1899. Großes Konzert, ausgeführt von der „Banda di Solmona“ (26 Professoren) aus den Abruzzen in Uniform.“ 26 Professoren in Uniform, die Musik machen und aus den Abruzzen her sind, das klingt ja wunderbar. Es ist aber zu bedenken, daß im Italienischen „professore“ ein Meister in seiner Kunst genannt wird, auch ohne den Professortitel bekommen zu haben. (Aus dem Briefkasten des „Kladderadatsch“.)

„Jaso! ... Mein Sohn wird das Kapital Ihrer Mitgift nicht berühren!“ — „Hat er denn selbst Vermögen?“ — „Das nicht — aber er will von den Zinsen der Mitgift leben können!“

**Zeitbild.** Gatte (als er mit seiner jungen Frau die erste Gesellschaft besucht): „... Und noch ein's, Emma: nicht so hässlich sein, heute abend! Die Leute sagen ohnehin schon, wir hätten uns nur aus Liebe geheiratet!“

Auch eine Naive. Neu engagierter Schauspieler (zu einem Kollegen): „Daß sich aber unser Direktor von der „Naive“ so beeinflussen läßt!“ — Kolleg: „Das darf Dich nicht wundern — sie ist ja seine Schwiegermutter!“

Neueste Geschmacks-Verirrung. Freundin (zu einer hypermodernen Dame, die eben im Begriffe ist, abzureisen): „Warum Du eigentlich Deinen Karl verlassen willst, begreife ich nicht! Er hat doch eine Zukunft!“ — Dame: „Ja, ja, ich weiß es, daß mein Gegenwärtiger eine Zukunft hat — dafür hat aber mein Zukünftiger eine Vergangenheit!“

Aus der Geographiestunde. Lehrer (der die Nebenflüsse der Donau behandelt): „... Wenn wir also in dieser Richtung weiter gehen, gelangen wir zum Regen. Und wohin kommt man vom Regen?“ — Schüler: „Zu die Traufe!“

Theorie und Praxis. Gnädige (zum neu eingetretenen Dienstmädchen): „Emma, Sie müssen sich angewöhnen, über alles, was Sie bei Ihrer Herrschaft sehen und hören, Stillchweigen zu beobachten! ... Bei Ihrer früheren Herrschaft gab es wohl auch oft recht häßliche Austritte?“

**Füllrätsel.**

Gorch, welch ein süßes Klingeln  
Herauf zum Fenster bringt!  
Was will die spanische — a —  
Die uns ein Ständchen bringt?  
Doch — b —! Ich weiß, wer so sinnig  
Mit — o — das — d — uns entzückt,  
Und seine glühenden Freunde  
Zum Ständchen hat geschickt.  
Ich nehme a b o d her  
Kürz' jedes um Haupt und Fuß, —  
Dann zeigt sich, wer uns bringt  
Zieht diesen Morgengruß.

**Auflösung des Umstellungsrätsels in Nr. 127.**

Sache, Ache, Ache.  
Aufgelöst von: Otto Eichhorn, Obertertianer, hier; einem kinderlosen Vater, hier; Gertrud und ihrem Mann, Pforsheim.

Verantwortlicher Redakteur i. B.: Moritz Schäfer in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuf in Karlsruhe, Dirschstraße 9.